

Marie-Claire Hooch-Demarle, *Die Frauen der Goethezeit*. Aus dem Französischen von Renate Hörsch-Hellgrath. Mit einem Vorwort von Reinhart Koselleck. München: Wilhelm Fink Verlag 1990, 308 S., öS 452,40/ DM 58,00, ISBN 3-7705-2639-2.

„Ich sehe nicht ein, warum wir uns immer um die Männer oder gar um ihre Seeschlachten kümmern sollen, die Geschichte der Frauen ist meist viel interessanter.“ Diesen Satz aus dem Roman eines Mannes (Fontane, *Unwiderbringlich*, 1891) stellt Hooch-Demarle ihrem Buch über die Frauen in Deutschland zur Zeit Goethes als Motto voran. Das heißt aber nicht, daß das Leben dreier Frauengenerationen losgelöst von der sogenannten politischen Geschichte betrachtet wird. Die läuft immer unaufdringlich mit, bildet gewissermaßen den Rahmen, die Kulisse für ihr eigentliches Interesse, das Leben der Frauen. Schon in der Art wie sie diese Kulissen baut, merken der Leser und die Leserin die Hand einer Schreiberin, die weiß, daß sie nicht nur eingeschränkt für ein (kritisches) Fachpublikum schreibt, sondern die auch unterhalten will. Man könnte fast sagen, es fehlt der in deutschsprachigen Fachkreisen sich meist immer als Notwendigkeit aufspielende bedeutungsschwere Ernst. Das Buch wendete sich ursprünglich an ein französisches Publikum, für das einleitend Deutschland in der Mitte des 18. Jahrhunderts als ein Gebilde von ca. 340 Staaten unterschiedlicher Art und unterschiedlicher Größe, mit geschäftigen Handelszentren, verschlafenen Städtchen, kleinen Residenzen als ein doch fremdes Land, weil ihm das eine, Paris vergleichbare, Zentrum fehlt, mit raschen Federstrichen charakterisiert wird.

Jedem der drei Teile des Buches, — Traditionen und Veränderungen (1750 — 1790), die Zeit der Befreiungen (1790 — 1815), Restauration und Widerstände (1815 — 1832) — wird so ein „Unterfutter genäht“ mit Daten aus der politischen Geschichte und Hinweisen auf wirtschaftliche und soziale Veränderungen. Ihre wissenschaftliche Herkunft aus der Schule der *Annales* verleugnet die Autorin nicht, wenn sie in vielen Punkten mit der „Bedeutung der Zahl“ beginnt. Die Tatsache, daß (aufgrund Berliner Zahlen) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine leichte numerische Überlegenheit der Männer statistisch festzustellen ist, hat ebenso Folgen für den Alltag der Geschlechter wie die Umkehrung dieses Zahlenverhältnisses nach 25 Jahren Krieg in Europa (Revolutionskriege, Napoleonische Kriege). Aus Männermangel müssen viele Frauen fast aller Schichten nach 1815 sich eine eigene Existenz aufbauen, mit der sogenannten Bauernbefreiung strömen bald ländliche Bevölkerungsgruppen in die Zentren der einsetzenden Industrialisierung, alte Sozialbindungen brechen.

Darstellung, Beschreibung und Analyse der Frauen, die zwischen 1750 und 1790 Erwachsene waren, bilden den ersten Teil. Einschränkend ist gleich hinzuzufügen, daß vor allem Frauen von Stadtbürgern und Beamten, also aus dem sozialen Amalgam des sich seiner-selbst bewußt werdenden Bürgertums, sowie Frauen der Aristokratie auf die Bühne kommen.

Das hat seinen schlichten quellentechnischen Grund darin, daß Hooch-Demarle für ihre gesamte Untersuchung v.a. die (auto-) biographischen Dokumente jener Schichten benützt. Von A bis Z (wie Bettina

von Arnim, Frau Rat Goethe, Luise Mejer-Boie, Henriette Herz, Caroline Humboldt, Fanny Lewald-Stahr, Sophie Mereau-Brentano, Elisa von der Recke, Sophie von La Roche, Caroline (Michaelis-Böhmer)Schlegel-Schelling, Dorothea Schlegel, Johanna Schopenhauer, Rahel Varnhagen) hat sie den Kosmos schreibender Frauen jener Zeit durchforstet.

In „Lebensort und weiblicher Raum“ stellt sie die Betätigungsfelder der Frauen dar, die ihnen nach Meinung der Gesellschaft „von Natur aus“ durch ihre Funktionen als Hausfrauen, Ehefrauen und Mütter zukamen. Frau Rat Goethe läßt sie die anfallenden Arbeiten im Rhythmus der Jahreszeiten schildern, als Beispiel für einen städtischen Haushalt, der noch sehr stark seine eigene Vorratswirtschaft betrieb. Mit rasch aufeinander folgenden Niederkünften waren die Frauen aller sozialen Schichten „gesegnet“, die Sterblichkeitsrate der Mütter und ihres Nachwuchses bis ins Kleinkindalter sehr hoch. Maximiliane von La Roche, Tochter der erfolgreichen Romanautorin, wird in 20 Ehejahren mit Peter Brentano 13mal schwanger, ehe sie im Alter von 37 Jahren stirbt.

Zwischen der traditionellen Funktion als Mütter und den neuen gesellschaftlichen Funktionen als Organisatorinnen eines spezifisch bürgerlichen Lebensstils mit kulturellen Aktivitäten in und außer Haus, mit Musik und Lektüre und ausgedehntem Briefwechsel, entsteht allmählich ein Widerspruch. In einzelnen biographischen Schicksalen führt er zu Katastrophen (wie im Falle der Maximiliane Brentano) oder wird durch glückliche materielle Umstände mit einem Stab von dienstbaren „Hausgeistern“ gelöst. In längerfristiger gesellschaftlicher Perspektive bedingt das neue Frauenleitbild eine Funktionsveränderung im Inneren des Hauses.

Diese Lebensbedingungen zwischen Haushalt und Kinderstube beeinflussten dann aber wiederum die Beziehungen eines Ehepaares. Viele Ehen werden aus Vernunft geschlossen, um Besitztümer zu vereinen, den Waisen eine Mutter zu verschaffen, der inneren Hauswirtschaft die sozial akzeptierte Führungsperson zu geben.

Zugleich aber erwächst den Frauen in denen ihnen zugestandenen Lebensbereichen aus deren gelungener Bewältigung eine gewisse (materielle oder verfügbarmäßige) Autonomie. Den Grad der Autonomie führt die Verfasserin nicht weiter aus, wahrscheinlich weil die von ihr benützten Quellen das den Zeitgenossinnen Selbstverständliche nicht weiter ausführen bzw. weil keine genaueren Detailstudien dazu vorliegen. Hier zeigt sich eine der Schwachstellen des Buches, daß es nämlich seine Informationen überwiegend aus zeitgenössischen, mit Ausnahme der Briefe oft auch bewußt literarisch verfaßten Texten zieht.

Hook-Demarle schränkt z.T. selbst ein, daß alle Nachzeichnungen des Lebens der Frauen sich v.a. auf die Frauen des Bürgertums und des in der Stadt lebenden Adels beziehen. Zur Beschreibung des Lebens der großen Mehrheit der Frauen auf dem Lande blickt sie kurz in deren *vie privée*, konstatiert die fast in allen agrarischen Gesellschaften feststellbare leichtere Ersetzlichkeit von Frauen als von teurem Vieh und die Bewertung der Frauen nach ihrem Arbeitsbeitrag zur gesamten Hauswirtschaft. Etwas länger verweilt sie bei den Landadeligen. Neben Kinderaufzucht, Verwaltung und Überwachung der inneren Hauswirtschaft und ihres Personals und der Wahrnehmung ihrer örtlichen religiösen Funktion bleibt ein bißchen Freiraum und der Hunger nach Kultur.

Wie man diesen beispielsweise bei den Frauen und Schwestern der mit Goethe befreundeten Grafen Stolberg stillt, charakterisiert Luise Mejer als Gesellschaftsdame so: „Man stopft hier die Menschen mit Lektüre, wie man Gänse mit Nudeln stopft.“ (82) Unverheiratete adelige Frauen kommen ins Stift, das ihnen Unterkunft, Verpflegung und soziale Kontakte innerhalb ihrer Schicht bietet, sie aber nicht vollkommen von deren gesellschaftlichem Leben abschneidet. Daß die Institution des protestantischen Damenstiftes somit viel durchlässiger war als die katholischen Frauenklöster für Adelige, dies hätte zumindest vermerkt werden können, weil es nicht bloß ein süddeutsch-bairisch-österreichisches Spezifikum war (vgl. Westfalen).

„Die Zeit der Befreiungen 1790 – 1815“ ist der zweite Teil überschrieben, in dem die Generation der zwischen 1765 und 1770 geborenen Frauen mit ihren infolge der Politik oft auch privat veränderten Lebensumständen, mit ihren Salons und Teegesellschaften neue Lebensentwürfe vorlebten. 1800 sind Dorothea Mendelssohn-Veit, Henriette von Lemos-Herz und Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel 37, Therese Heyne-Forster-Huber ist 36, Rahel Levin steht im 30sten Jahr. Ihre Generation kennt das Werk Hippiels „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ (1791), in denen er die bürgerlichen Freiheiten auch für die Frauen fordert, da sie ansonsten gesellschaftlich wirkungslos bleiben. Es ist die Zeit, in der Kant (1797) in seinem Eherecht die Ehe als einen privatrechtlichen Vertrag zwischen zwei Individuen definiert und Fichte in seinen „Grundlagen des Naturrechts“ (1796) den Zweck der Ehe in ihr selbst sieht. Die romantische Vorstellung von der Verbindung zweier Menschen durch Liebe und Freundschaft kippt aber zugleich bei Fichte um, indem sich die Frau aus Liebe in der Ehe dem Manne unterwirft.<sup>1</sup>

„Während die revolutionären Vorstellungen irgendwo in den sublimeren Höhen des deutschen Idealismus etwas verloren gehen, setzen die Frauen die theoretischen Errungenschaften genau dieser Revolution in die Praxis um.“ (133) Die Sitten und Praktiken des Alltags werden langsam anders gestaltet, die Beziehungen der Paare und der Familien, die Formen des gesellschaftlichen Lebens verändern sich. In vielen gesellschaftlichen und intellektuellen Zirkeln sind Frauen nun die Zentren.

Die Göttinger Professorentöchter Caroline Michaelis und Therese Heyne treffen im revolutionären Mainz wieder zusammen und erleben unterschiedliche Befreiungsschübe. Caroline, verwitwet mit Tochter, „schlägt sich mit einigen Handarbeiten durch“. Was dies für den weiblichen Lebenszusammenhang genau bedeutet, scheint die Verfasserin nicht weiter zu interessieren. Caroline lernte bereits in Göttingen mehrere Sprachen und offensichtlich eben auch die Handfertigkeiten, die von ehrbaren Professorentöchtern verlangt wurden. Daß sie im französisch besetzten Mainz nicht mehr von ihrem fließenden Französisch profitierte, ist Hooock-Demarle nicht wichtig, desgleichen, was es konkret bedeutet, vom „Handarbeiten“ zu leben (wer gibt was zu welchen Konditionen in Auftrag?) Erwähnenswert ist der Verfasserin Carolines abendliche Teil-

<sup>1</sup> Vgl. dazu ausführlicher: Ute Frevert, *Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: dies. Hg., *Bürgerinnen und Bürger (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 77)*, Göttingen 1988.

nahme an den revolutionären-intellektuellen Gesellschaften der Forsters, sie wächst geistig durch die Beobachtung ihrer politischen Veränderungen, ehe sie durch Schwangerschaft und Einkerkung für einige Jahre die Gesellschaft verläßt. Therese hingegen befreit sich privat aus der *ménage à trois* mit Forster und dessen Freund und entflieht ihrerseits ihrer „Ehe“ mit einem anderen Mann.

In Berlin entstehen die berühmten Salons, jener der Henriette Herz, der Mendelsohns, der Rahel Levin. Neu war an diesen Salons, daß sich die Gäste nicht mehr aufgrund familiärer Bindungen und beruflicher Position der Männer einfanden, sondern daß die Salonhalterin Männer und Frauen unterschiedlicher Stände und Berufsgruppen um ihrer spezifischen Persönlichkeit willen einlud. Der Salon als gesellschaftliches Phänomen wird so in Deutschland offener, bildet eine vielbesprochene Nische in einer immer noch überwiegend ständisch orientierten Gesellschaft. Es gelingt Henriette Herz, in Berlin Männer und Frauen der verschiedensten Religionen, Professoren, Beamte, Intellektuelle und Adelige in den 1790er Jahren zu regelmäßigen Zusammenkünften zu bringen. Rahel gibt Einladungen in ihre Dachstube bis 1806. Die Abschnitte über die Berliner Salons bringen der deutschen Leser/innen/schaft nicht viel Neues, die Verfasserin verweilt, wahrscheinlich für ihr ursprünglich französisches Publikum, zu lange bei der Situation der Juden in Preußen und bezieht alle Beobachtungen zu den Berliner Salons auf das, was Mme de Staël darüber vermerkte. Die wirklich interessanten Fragen der Salonkultur, etwa: Wie organisierte die wohlhabende Henriette in ihrer Rolle als Hausfrau ihre Einladungen, wer sorgte sich in Rahels Dachstube um den Abwasch, sozusagen die Fragen der hauswirtschaftlichen Vorplanung oder der organisatorischen Durchführung und wie die Frauen dies mit einem *à jour*-Bleiben auf allen kulturellen Gebieten vereinten, bleiben außerhalb jeder Erwähnung.

1796 treffen Caroline und ihr damaliger Mann August Wilhelm Schlegel in der Universitätsstadt Jena ein. Die nächsten vier Jahre wird das intellektuelle Leben von Studenten, Professoren und Schriftstellern sich in jenen von vielen Konventionen freien Zirkeln abspielen, zu deren Mittelpunkten Caroline, ihre Schwägerin Dorothea (geborene Mendelsohn, geschiedene Veit) und Sophie Mereau mit ihrem Lebensgefährten (und nachmaligen Ehemann) Clemens Brentano werden. Neue Lebensformen und neue Formen der literarischen Zusammenarbeit zwischen Männern und Frauen werden ausprobiert. Sophie gibt eine Zeitschrift heraus, *Kalathiskos*, deren Namen auf den Arbeitskorb der Griechinnen als Symbol der häuslichen Arbeit anspielt. Die meisten von denen, die diesen Korb füllten, sind heute unerkant oder vergessen, da sie sehr oft anonym ihre Beiträge verfaßten. Dorothea gibt letztendlich ihren Roman „Florentin“ unter Friedrichs Namen heraus, ein entscheidender Anteil Carolines an den Übersetzungen August Wilhelms ist zu vermuten. Beinahe hinter jedem Romantiker steckt eine starke Frau, die ihn psychisch und emotional stützt, seinen Alltag organisiert und geistig literarisch die erste Ansprechpartnerin und Muse zugleich ist. Es ist beeindruckend, dies so zusammengefaßt wieder einmal vorgeführt zu bekommen, und wahrscheinlich auch notwendig, diese Lebens- und zugleich Produktionsbedingungen „allgemeinbildend“ publik zu machen. Liest

frau aber einen Satz wie diesen: „... übersetzen diese sogenannten romantischen Frauen zwischen zwei Niederkünften Shakespeare, beschäftigen sich zwischen zwei Empfängen mit den literarischen Neuererscheinungen, und ertragen mit einem Lächeln die kompliziertesten Launen ihrer jungen Gatten“ (135), dann hätte sie doch auch gerne etwas Neues aus der Organisation und Bewältigung des Alltags jener Frauen erfahren, sowie über die Ablehnungen ihrer außerhausfraulichen Existenz, die ihnen nicht nur aus Weimar entgegenschlugen.

Unter den Frauen und Männern jener Generation bildet sich ein neues Muster von ehelicher Lebensgemeinschaft aus, das in der Folgezeit sehr rasch zum verzerrten Idealbild einer bürgerlichen Ehe verkommt und trotzdem gesellschaftliches Leitbild bleibt. Das romantische Paar, bei dem die Frau geistig gleichberechtigte Partnerin war, mutiert zur „ehelichen Familie“ (Emile Durkheim). Caroline von Dacherröden und Wilhelm von Humboldts Beziehung etwa wandelt sich vom romantischen Musenverhältnis zum gefühlvollen Liebespaar, zum Ehepaar, das, beruflich oft getrennt, Veränderungen sich mitteilt und offen für den Wandel des anderen bleibt, sie teilen Erfahrungen und Krisen, etwa den Verlust von Kindern. Diese sind keine beliebig ersetzbaren Wesen mehr, sondern werden von Geburt an von ihren Eltern als individuell unterschiedliche Persönlichkeiten empfunden. Die „eheliche Familie“ ist ein neuer Familientypus, deren Daseinsberechtigung auf der moralischen und intellektuellen Entwicklung jedes Mitglieds dieser Kernfamilie beruht.

In diesem Modell der Familie ist aber bereits die Rolle der Frau in der ihr „naturgemäßen“ Sphäre des Hauses beinhaltet, und diese Seite kommt nach den Befreiungskriegen, im Vormärz, in der Welt des Biedermeier zu vollem Ausbruch. Die Frauen sind nach den Kriegen in der Überzahl, bei der Güterverteilung, am Arbeits- und am Heiratsmarkt tritt Verknappung auf. Die Generation der Frauen, die zwischen 1815 und 1832 junge Mädchen und Frauen sind, verlassen die Öffentlichkeit und tauchen ab in die häusliche Sphäre. Die Mode der Frauen wird sitzamer und verhüllender, der Anblick antiker Statuen ist für Mädchen nicht mehr bildend, sondern beunruhigend, in den Kinderstuben wachsen sie mit geschlechtsspezifischem Spielzeug in die Rollen hinein, die die Gesellschaft von ihnen erwartet. Der Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit ist zugleich ein auffallendes Paradoxon, weil die ihnen zugestandene Domäne des Haushalts immer mehr mit der entstehenden städtischen Marktwirtschaft vernetzt wird.

Das traute Heim, die gemütliche Häuslichkeit wird v.a. von Männern besungen und idealisiert. Eigenartigerweise wird von der Verfasserin nicht vermerkt, daß die praktische Seite dieser Häuslichkeit, die Hauswirtschaftslehren und Kochbücher, natürlich von Frauen verfaßt werden und ein neuer Typ von weiblicher Gebrauchsliteratur entsteht. Die Verwaltung und Überwachung eines städtischen Haushaltes, mit seinem nur mehr ausschließlich weiblichen Dienstboten, die Durchführung von Putz- und Waschtagen, von denen die Männer möglichst nichts merken wollten und sollten, lag in den Händen der Hausfrauen. Schade, daß sich Hooock-Demarle in diesen Kapiteln v.a. auf die Briefe zwischen Bettina und Achim von Arnim stützt, denn Bettinas Berliner Haushalt mit seinem Rückhalt auf Achims Gut war ja nun gerade die Ausnahme von der Regel.

Denn ein Preisanstieg von Butter und Hühnern brachte beim Verkauf in Bettinas Haushaltskasse mehr Geld, während die bürgerlichen Hausfrauen sich dadurch einer Verknappung der finanziellen Mittel gegenüber sahen. Der Kampf gegen Wanzen in den Zimmern, Mäusen in den Vorratskammern und die körperliche Auszehrung durch Schwangerschaften waren jedoch Erfahrungen *aller* Hausfrauen.

In der Stadt vermehren sich die Lebensmuster der Frauen durch die einsetzende Industrialisierung rascher als auf dem Lande. Neben das Modell der bürgerlichen Hausfrau und ihrem weiblichen Hausgesinde, das öfter die Stelle wechselt, nicht mehr lebenslang in einem Haushalt bleibt, treten neue „Berufe“. In der häuslichen Sphäre die Gouvernanten, Kindermädchen, Privatlehrerinnen, in einem Zwischenbereich die Heimarbeiterinnen, in der außerhäuslichen Sphäre – und daher noch deklasierter empfunden – die Fabrikarbeiterinnen. Prostitution bedeutet für viele die einzige Möglichkeit zu einem Zusatzeinkommen.

Vor diesem Hintergrund kommt es zu neuen Ansätzen der Emanzipation. Für viele bürgerliche Frauen wird das Lesen ein Zugang zur äußeren Welt, bald auch das Schreiben über sich selbst. Jene, die in dieser späten Goethezeit ihre Jugend verlebten, werden 1848 und dann erneut um 1860 zu den Trägerinnen eines erneuten und viel stärkeren Emanzipationsschubes.

Versucht frau abschließend Hooch-Demarles Buch kursorisch zu bewerten, so muß das Urteil je nach Leser/innen/schaft unterschiedlich ausfallen. Dem sogenannten breiten männlichen und weiblichen Publikum kann es nur ans Herz, vor das Hirn und auf einen Gabentisch gelegt werden, um einigen durch unsere „Allgemeinbildung“ generationenlang verbreiteten Vorurteilen über die Absenz der Frauen Paroli zu bieten. Der Verlag, sein Lektorat, hätte besser auf die Vernetzung des geschriebenen Inhalts mit den reproduzierten Bildern achten sollen. Die allermeisten Abbildungen (nur als Bsp. Abb. 28, 29, 31) haben keine Verbindung zum Text, stehen oft Seiten später, sind nicht immer mit Angaben zu den Malern oder zur Entstehungszeit versehen, bei Abbildungen aus Zeitschriften fehlt die Quellenangabe. Recht auf diese Informationen hat auch eine „Durchschnittsleserin“, deren Absenz wirft eine bedenkliches Licht auf die Verlags- und Buchkultur.

Das Fachpublikum wird sich mit der „Ausschlachtung“ des (auto-)biographischen Quellenmaterials nicht zufrieden geben dürfen, die Suche nach weiteren (Selbst-) Zeugnissen von Frauen verstärken müssen und blinde Felder der weiblichen Geschichtswahrnehmung (etwa die Erforschung der Frau im agrarischen Bereich, wo sich Berührungen mit der modernen Volkskunde ergeben) allmählich beleuchten. Wissenschaftler/innen werden sicher lustvoll über den künstlichen Begriff der „Goethezeit“ streiten und verärgert klare soziale Kategorien vermissen. So berechtigt dies ist, sollten wir nicht vergessen, daß für solche intelligent gemachten Bücher ein wachsender Markt besteht, und es *auch* Aufgabe einer weiblichen Wissenschaft sein könnte, deren Ergebnis außerhalb der universitären Fachwelt an die interessierten Frauen und Männer zu bringen.

Gunda Barth-Scalmani, Salzburg